

# Der "Panwallah"

Autor(en): **Beck, Hanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **36 (1932-1933)**

Heft 17

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670385>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Der „Panwallah“

ist eine Figur, ohne den sich der indische Markt nicht denken läßt. Keine Stadt, kein Dorf, keine Siedelung ohne ihn. Viel unternehmungslustiger als sein Gegenpart in Europa — der Tabakverkäufer — handelt er mit all den kleinen Notwendigkeiten, die dem Inder so sehr ans Herz gewachsen sind.

„Pan“, der Kaugummi des Ostens, ein Blatt von zusammenziehender Wirkung, das mit Kalk, Katechu und verschiedenen Gewürzen präpariert wird, Zigaretten und Streichhölzer bilden den Hauptanziehungspunkt seines Handels. Die beiden letzteren sind zum Teil eingeführt, zum Teil im Lande selbst fabriziert. Oft verkauft er auch Sodawasser und Limonaden und — manchmal — das in Indien so unentbehrliche Eis.

Die Zubereitung des Panblattes allein ist schon eine Kunst, von der die Beliebtheit und der Wohlstand des Händlers abhängen. Niemand, der dem Panwallah bei seiner Arbeit zugehört, mit welchem Ernst und mit welcher Sorgfalt er die verschiedenen Zutaten abschätzt und zusammenstellt, kann an der Wichtigkeit der Handlung zweifeln.

„Pan“ wird vom Kauenden lange im Mund behalten und entwickelt jenen roten Saft, der von Zeit zu Zeit in elegantem Bogen auf die Straße befördert wird — das Entsetzen jedes Neulings in Indien! Er färbt die Zähne, den ganzen Mund des Genießers häßlich rot, und wenn im Übermaß genossen, kann er zu schweren gastrischen Störungen führen.

Die „Biri“, die indische Zigarette, ist eine weitere Spezialität, die mit Geschicklichkeit behandelt werden will. Sie wird aus getrockneten Tabakblättern gerollt, mit einem weitem, nicht ganz trockenen Blatt an Stelle von Papier umwickelt und in der Mitte mit einem Faden umbunden.

Der Panwallah wählt immer eine belebte Straße für sein Geschäft, und wenn es oft nicht mehr wie eine Mauernische ist, er weiß das Eckchen anziehend zu machen durch die geschickte Art, wie er seine Waren auslegt und mit allerlei fröhlichem Girslefanz ziert.

Er selbst hat sich auf dem aus Brettern zusammengenagelten Ladentisch ein Plätzchen reserviert, wo er mit gekreuzten Beinen sitzt und von wo aus er seine Kunden bedient. Denn der

Kunde steht auf der Straße, Raum gibt es in diesem Laden für ihn keinen.

Der unentbehrliche große Spiegel in schäbigem Rahmen ist so gehängt, daß der Käufer vollen Vorteil davon hat, und in unmittelbarer Nähe des Ladens hängt meist ein dünnes Seil mit glimmendem Ende zum Anzünden von Zigaretten.

Da sitzt der Panwallah in seiner kleinen Nische, inmitten seiner Waren, vom frühen Morgen bis Abends spät — immer sehr spät! Die Wände hinter ihm sind mit buntem Papier beklebt, und von der Mitte baumelt eine elektrische Lampe, die das Ganze bei Nacht grell beleuchtet. Dort, wo das elektrische Licht fehlt, verbreitet ein Öllichtlein seinen magisch warmen Schein.

Der Laden ist der Mittelpunkt allen Skandals und Klatsches der Nachbarschaft. Da ist wenig, was der Panwallah nicht weiß; wenig



Der „Panwallah“ auf dem indischen Markt.



auch, was in den europäischen Häusern in seinem Umkreis passiert, das bei ihm nicht verhandelt und klein und fein gedroschen würde.

Er wird sehr oft um finanzielle Hilfe angegangen, die er immer gern gewährt, wenn ihm Sicherheit geboten wird, das heißt genau so viel und nicht mehr, als die Habseligkeiten, die Hütte, vielleicht auch ein Stückchen Land, das dem Bittenden gehört, wert sind. Und natürlich verlangt er einen erpressend hohen Zins für die Anleihe.

Mit der Polizei steht er auf gutem Fuß; darauf ist er sorgsam bedacht, damit, sollte er je in Schwierigkeiten kommen, er Freunde auf dieser Seite hätte.

Gewöhnlich fängt er sein Geschäft sehr klein an, mit vielleicht kaum hundert Franken Kapital, und was er macht an täglichem Profit, ist

nach unsern Begriffen verschwindend wenig. Seine persönlichen Bedürfnisse sind sehr bescheiden. Der kleine Laden dient ihm noch als Wohn- und Schlafräum. Ein wöchentlicher Wechsel von Hemd und Lendentuch genügen ihm als Kleidung, und da er Vegetarier ist, braucht er für Nahrung sehr wenig, denn die Landesprodukte, Reis, Früchte und gewisse Gemüsearten, sind billig. So kommt es, daß unser Freund, wenn er einmal richtig installiert ist, sich bald eine kleine Summe ersparen kann, sein Geschäft aufgibt, sich in sein Heimatdorf zurückzieht und dort ein Stückchen Land erwirbt, um fortan als glücklicher „Landeigentümer“ zu leben.

Sein Wünschen und Hoffen ist damit erfüllt.

Hanna Beck.

### Das Lied des Einsiedlers.

Gern verweil ich noch im Tale,  
Lächelnd in der tiefen Nacht,  
Denn der Liebe volle Schale  
Wird mir täglich dargebracht.

Ihre heiligen Tropfen heben  
Meine Seele hoch empor,  
Und ich steh in diesem Leben  
Trunken an des Himmels Tor.

Eingewiegt in selges Schauen  
Angstigt mein Gemüt kein Schmerz.  
O! Die Königin der Frauen  
Gibt mir ihr getreues Herz.

Bangverweinte Jahre haben  
Diesen schlechten Ton verklärt  
Und ein Bild ihm eingegraben,  
Das ihm Ewigkeit gewährt.

Jene lange Zahl von Tagen  
Dünkt mir nur ein Augenblick;  
Werd ich einst von hier getragen,  
Schau ich dankbar noch zurück.

Novalis.

### Indische Schmetterlinge.

Von Hermann Hesse.

Die Stadt Kandj auf Ceylon ist der Rest einer sehr alten Königs- und Priesterstadt, und in neueren Zeiten ist es dem Gelde der Engländer gelungen, ein bequemes, sauberes, verdorbenes Hotel- und Fremdennest daraus zu machen. Trotzdem ist Kandj schön: mit allem Gelde und mit allem Zement läßt sich das strotzende Wachstum dieser Pflanzenwelt nicht umbringen. Da sieht man an grünen Hügelhängen den ganzen überschwenglich reichen Busch- und Baumwuchs noch viel überschwenglicher von blühenden Schlingpflanzen überwachsen, abenteuerlich großblumige Winden und Clematis blühen und duften in ganzen Kaskaden. An dem See mit seinen künstlichen und etwas starren Ufern gehen mutige Engländer spazieren, man sieht in der

Tempelgegend alte Frauen mit rostigen Schwertern den Rasen abmähen, und die englischen Spaziergänger fühlen sich kaum belästigt von dem unablässigen Zudrängen der Kutscher, der Rikschas-Kulis, der Händler und Bettler, die sich kriechend und schamlos anbieten. Es ist nicht leicht, sich Kandj anzusehen, wenn man ein offenes Ohr und ein halbwegs zartes Gemüt hat; jeder Spaziergang durch die Stadt ist ein anstrengendes und empörendes Spießrutenlaufen zwischen den Hyänen der Fremdenindustrie, wie man es ja auch in Europa häufig an solchen Orten findet. Am Ende ist man froh, sich zu dem grinsenden Rikschas-Kuli zu flüchten, der einem vorher mit seiner Wagendeichsel zwanzigmal den Weg versperret und den man ebenso oft